

Berglied

Autor(en): **Klein, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Willy Fries, Zürich.

einem großen Kinde sang sie hier das Schummerlied. . .

„Welch eine Frau!“ entschlüpfte es mir.

Der Knabe sah stolz, wie ich horchte; dann zupfte er mich am Ärmel und flüsterte: „Ich kanns auch!“ Und ehe ich es wehren konnte, hatte er seine überschwellenden Lippen halb geöffnet, den Kopf schräg auf die Achsel gelegt und begann in rhythmischem Hin- und Herwiegen des kleinen, elastischen, vom

Baarburg (Kt. Zug).

schneeweißen Hemd umflossenen Leibes die gleichen, endlosen, stimmungsvollen Noten auf und ab, hin und her, eilend und zögernd, bergan und wieder talwärts. Mit einer so feinen, von keinem Erdstäubchen verunreinigten Stimme jodelte er, daß es einer silbernen Engelstrompete eher als einer Menschenkehle gleich.

Drunten verstummte man plötzlich eine kleine Pause lang; dann kam die Antwort herauf. Aus dem hellen Klingelklang hier oben und aus dem tiefern dunklern Einsatz von unten ergab sich ein Zusammenspiel, als ob von der Erde herauf Menschen danken und aus einem besonders saubern Stern herab ein Engelnchen rief: „Ist gern geschehen, ist gern geschehen!“

Die kleinen Mädchen bewegten sich ein bißchen in den Federn. Sie stammelten etwas Unausprechliches dazu im Traum und machten erheiterte Gesichtlein — Kinderhimmel!

Mir war, ich lebe in einer frommen alten Legende, bis das Duett aufhörte. Zuerst schwieg man unten, worauf der Engel hier oben noch einen kurzen, rein-silbernen Triller anschlug und dann Kopf über Hals in seinen Flaum stürzte und einschloß. . .

(Fortsetzung folgt).

Berglied.

Nachdruck verboten.

Novelle von Gerolamo Rovetta. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klein, Binningen.

Zuviel Bratenfett und — zu viele Fettleibige!

Der berühmte Chef des Kurhauses hatte — obgleich äußerst galant und seit zahlreichen Saisons in Wien — zuviel Deutschtum geschmeckt und verpestete mit dem fetten Geruch seiner Küche sogar die Luft des Tannenwaldes.

Ja, so war es. Die Dünste des Gulasch und des Plum-cake, die jeden Tag in dem Menü für — schwächliche Magen inbegriffen waren, drangen bis da hinauf, bis zu ihrer Lieblingsbank hinter dem protestantischen Kirchlein, wohin sich die Marchesa Felicità auch heute gegen fünf Uhr abends hingeflüchtet, als der lange Dienstbeflissene der Dicken beiderlei Geschlechts begonnen hatte, gemächlich den Weg zur Trinkhalle einzuschlagen. Wie beklemmend, wie niederdrückend dieser Schwarm von Pinguinen, in deren Mitte sie seit zwei Wochen lebte, auf sie einzuwirken begann! Und gerade sie war es gewesen, die darauf bestanden hatte, daß der Arzt der Meinung wäre, eine Entfettungskur würde ihr besser bekommen als der Aufenthalt an der See! Wie so war nur die Furcht, stärker geworden zu sein, stärker zu werden, über sie gekommen?

Die Marchesa lächelte. Jene entsetzliche Furcht hatte sie an einem Vormittag im Mai erfaßt — an einem Donnerstag — im „Spiegeltabinett“, im Ankleidezimmer von Ventura. Da war sie im Begriffe gewesen, im Korsett das Reittkleid für Castelletto anzuprobieren. Plötzlich war auf der großen Scheibe neben ihr die mephistophelische Gestalt des Cavaliere Febo einem Gespenste gleich aufgetaucht und wieder entschwinden. Sie hatte ihn deutlich gesehen, lang, dünn und kohlschwarz in seiner ewigen geheimnisvollen Trauer, und das spitze, kühle Lächeln des wissenden, satten Junggesellen; sein lebhaftes, intelligentes Auge hatte ihren ganzen Körper, so, wie sie damals dagestanden, umfassen und mit Kennerblicken liebkost.

Nur ein Febo war imstande, in einen solchen Ort einzudringen, in einem solchen Moment in einen so sehr referenzierten Spiegel zu sehen! Rinetto zum Beispiel würde dies niemals gewagt haben; es wäre ihm vielleicht auch niemals der Gedanke einer solchen Möglichkeit gekommen. Ein Junge, nichts anderes als ein Junge war er, dieser gute Rinetto! Wie oft hatte er sie leuchtend bis zur Türe von Ventura begleitet! Aber nur, um sich

von all den im Schneideratelier beschäftigten Dämchen auslachen zu lassen, während er, das einfältige Gesichtchen und das zerdrückte Näschen nach oben gerichtet, sie, auf dem Corso hin- und hergehend, erwartete. Und nicht einmal ihr Mann würde gewagt haben, hier einzudringen und in diesem Spiegel zu erscheinen! Ihr Mann, der es doch sehr gern getan haben würde, während die Comtesse Ersilia im Korsett bei Ventura anprobierte!

In jenem Blick des Cavaliere Febo hatte sie eine Menge Dinge über die zu sehr in die Augen fallende Schönheit vollerblichter Rosen, über deren zu dicke und zu fleischige Blumenblätter gelesen, von denen er ihr einmal erzählt hatte. Sie hatte gefühlt, daß die Linien ihrer Gestalt drohten, ihre klassische Reinheit zu verlieren, und bei diesem unangenehmen Gedanken hatte sie noch etwas anderes, hatte sie ein wirklicher Schauer von Melancholie ergriffen und sie aufgeregt. Es war der Gedanke an die Jahre gewesen, an diesen unverrückbaren 17. August, der wieder einmal bevorstand. Deshalb hatte sie sich für das „Land der Dicken“ entschlossen, hatte aber vom ersten Tage an den Trost, die Sonne gekostet, sich getäuscht zu haben, ihrer selbst wieder sicher sein zu dürfen. Noch niemals hatte sie sich so jung, so geschmeidig gefühlt, so beweglich und frisch, wie hier inmitten dieser umfangreichen ausländischen Damen, die, in Seide eingezwängt wie die Riesendamen der Jahrmärkte und mit Schmuck beladen wie die Madonnen der Riviera, immer asthmatisch, glänzend und tropfend, stets nur besorgt waren, ihre neunzig bis hundert Kilo nicht wieder ganz unverändert nach Hause bringen zu müssen...

Und Geduld noch mit den Damen, das waren Elemente des Kontrastes und darum des Trostes! Aber die Herren! Es war nicht mehr zum Aushalten! War denn ganz Deutschland an das Ufer dieses Flusses, in diese grüne Muschel geworfen worden, hatte es denn alle, alle Modelle der Fettleibigkeit, all seine mit Bier und Kartoffeln gestopften Kolosse aus zitternder Gelatine gerade hierher gefandt?

Seit einigen Tagen wälzte jede ankommende Postkutsche ein neues Dutzend davon vor das Kurhaus. Und stets entstiegen ihr diese enormen Bäuche, die den Anschein hatten, als ob sie aus dem Gürtel der unfehlbaren Bluse von eidechsengrünem Tuch ausbrechen wollten, stets diese goldenen Brillen, diese wergfarbenen Schnurrbärte, stets diese scheußlichen, zuckerstodähnlichen Hüte mit der langweiligen Fasanenfeder im Nacken!

Während einiger Zeit hatte sich die Marchesa mit dem Cavaliere Febo und mit Rinetto über die lange Reihe dieser typischen Gestalten amüsiert. Lachend pflegte sie zu sagen: „Lassen Sie uns die neueste Nummer der Fliegenden Blätter durchblättern!“ Aber nunmehr langweilten sie Land und Leute und dieses fortwährende „Ja, ja! So, so!“ Sie hielt es nicht mehr aus. Wehe, wenn nicht — als einzige Italiener, einzige Schlanke und einzige Freunde — dieser gute Rinetto und — der Cavaliere Febo hier gewesen wären!

Nach einem Nachmittage, der auf dieser Höhe fast so warm wie unten in der Ebene gewesen, drang so gegen fünf Uhr die köstliche, linde und frische Luft der Alpen in das Tal hinein, und durch den Wald wehten die ersten leisen Abendlüstchen. Würziger Heuduft entstieg den

Wiesen, und über dem Fluß und dem Tale, über dem unendlichen, teils mit Tannen bewachsenen, teils mit eingestürzten Felsen, granitnen Säulen gleichend, mit Schneefeldern und Berggipfeln bedeckten Amphitheater vor ihr begann sich die Harmonie der Dämmerung auszubreiten, das weiche zarte Spiel der violetten und der blaugoldenen Töne, jenes Schauspiel des Sonnenuntergangs, das die Marchesa Felicita so oft schon bewundert hatte, so bewundert wie ein großes Bild Manzottis in der Scala, doch ohne Ueberlegung, ohne jedes Gefühl von Rührung, Erschütterung. Und nicht einmal in dieser Stunde neigte sich die Seele der schönen Frau dem Zauber, dem wunderbaren, abendlichen Triumphgesang des Lichtes. Sie dachte, daß sie nicht zur Trinkhalle hinuntergegangen sei, und überlegte, wie sie sich, für heute wenigstens, jener andern unaussprechlich langweiligen Sache entziehen könne, der „Table d'hôte“ in dem halbdunkeln, wie eine Kirche traurigen Saale, wo nur gegen Ende der Mahlzeit das scheue Schweigen und das devote, halbblaute Reden der Gäste von einem Augenblick wirren Lärms unterbrochen wurde, von dem unfeinen Niederlegen von Gläsern und Bestecken, vermischt mit einigen dünnen Tönen, ein paar abgerissenen, rauhen Sätzen von etwas lauter sprechenden Deutschen. Und dann der Abend! Die gewöhnlichen hundert Schritte dem Fluß entlang, der in der Dunkelheit noch schwärzer und zorniger dahinzueilen schien, und das gewohnte Examen ihrer Mäntel und ihrer Spitzenröcke von seiten dieser noch sonderbarern, noch ärger als am Tage schweigenden dicken Damen, um dann vor dem Kiosk zu endigen, wo bis gegen elf Uhr das erste Viertel des Mondes und das Wimmern des kleinen Orchesters genossen wurde, das von Mailand nicht



Willy Fries, Zürich.

Morgenlönne (1906).

mehr als den Namen und die Triangel besaß ... Ach, es war dringend notwendig, den faulen Rhythmus dieses Lebens zu unterbrechen! Das wunderschöne Tal war nicht hier zu Ende! Hinter jenen Bergen lagen andere Täler, jenseits dieser aus Tausenden von Steinen getürmten Mauern war die Welt, die große, weite Welt... Sie hatte wahrhaftig nicht nötig, sich hier bei dieser Quelle einbalsamieren zu lassen... Also?

„Es ist angelangt! Haben Sie das ‚Löff-löff‘ nicht bekommen?“

Rinetto war am Eingang des Tälechens erschienen und ruhte sich nun von dem sanften kurzen Aufstieg aus, indem er sich, einem Greise gleich, mit den beiden weißbefleierten Händen auf das vorgestellte Spazierstöckchen stützte. Da er auch weiße Schuhe trug, so schienen Hände und Füße des eleganten Jünglings aus Gips hergestellt und an die Arme und Beine seiner langen, linkschen, etwas puppenhaften Gestalt, die in ein sommerliches Gewand aus „puce“-farbener Seide gezwängt war, angehängt zu sein. Nicht einmal der Luft und der Sonne der Alpen war es gelungen, die welken, blassen Wangen seines stets nach oben gerichteten Gesichtes über dem langen Halse, der wie bei seinen Vorvätern in der Ahnengalerie dreimal mit der breiten Halsbinde umwunden war, lebhafter zu färben und etwas straffer zu spannen. Es war, als ob der gute Geist der Berge für dieses junge Urbild eines städtischen Snob keine einzige Farbe seiner Palette hätte vergeuden wollen, wohl wissend, daß nach der Rückkehr in die Ebene eine Woche in Gesellschaft der „Damen“ des „Eden“ verpraßter Nächte genügen würde, ihn aufs neue so verlebt, verdummt und schläfrig aussehen zu lassen, wie er sich übrigens auch zu zeigen liebte.

Neben der komischen Figur des engrüstigen jungen Mannes feierte die kraftvolle üppige Gestalt der Marchesa in ihrer rosigen blonden Schönheit in der sanften Ruhestellung auf der ländlichen Bank mit dem dunkelgrünen Hintergrund des Waldes einen noch größern Triumph. Jedesmal, wenn sich Rinetto in einem neuen Kostüm vor ihr zeigte, bescheiden und doch stolz wie ein Künstler, der seiner selbst sicher ist, so konnte die Marchesa nicht anders als lachen, und Rinetto war deshalb überzeugt, daß dies der unvermeidliche Ausdruck ihrer Bewunderung sei. Aber an diesem Abend gelang es nicht einmal Rinetto, so schön und verführerisch er auch aussehen mochte, sie zu erheitern. Im Gegenteil, ärgerlich, fast scheltend, fragte sie ihn, wer denn angekommen sei.

„Wie? Erinnern Sie sich nicht? ‚Heureka‘, das neue Automobil Zebo's!“

„Ach! Ja! Angekommen? Und wo ist es?“

„Vor der Villa des Doktors, bei der Milchfuranstalt. Von hier aus sieht man es nicht; ich dachte aber, daß Sie es gewahrt hätten, als Zebo vorhin dort unten auf der Landstraße manö-

verierte... Denken Sie sich, daß es die beiden Steigungen bis zum Waldhaus sozusagen im Fluge genommen hat! Eine schöne Maschine, da ist nichts dagegen zu sagen!“

„Von welcher Art?“

„Eine Victoria, eine richtige Victoria!“

„Die Farbe?“

„Bleigrau, mit türkisblau umrändert. Sehr ernst, fast ein wenig zu sehr.“

„Es wird plump und schwer sein wie die andern.“

„Nicht so sehr, man macht Fortschritte. Auch das Geräusch ist weniger unangenehm als bei den letzten, in Mailand probierten. Freund Zebo wird eine prachtvolle Reise machen!“

Rinetto hatte den letzten Satz mit Nachdruck, mit einer so albernem Betonung gesprochen, als wollte er der Marchesa damit sagen: „In wenigen Tagen bleibe ich allein — bei Ihnen!“

Felicita betrachtete ihn, und nun lachte sie herzlich, sich so weit über die Lehne der Bank zurückbeugend, als ob sie die blonden Haar massen in den Tannadeln verstecken wollte, während ihre volle weiße Kehle, zwischen der Leichten, der Wärme halber am Halse aufgeschöpften Bluse sichtbar werdend, im Lachen auf- und niederlachte.

Auch Rinetto seinerseits versuchte zu lachen, allein er bekam einen kleinen Wutanfall; seine blasser Gesichtsfarbe wurde grünlich. Zu sagen, daß er ihretwegen seinen Paß gebrochen, sich zur allergrößten krämerhaftesten Gewöhnlichkeit erniedrigt hatte, die das Verlassen Mailands Mitte Juli bedeutete, und seit zwei Wochen mit seiner Sehnsucht danach hier, inmitten dieser Deutschen, dieser Wälder und dieser Fiegen lebte, während die Freunde unerschütterlich dort unten auf der Schwelle der „Bar“ geblieben waren, Herren des Corso, der voll Sonne, doch arm an Menschen war, und

die Ehre der Clique verteidigten. Und zu denken, daß die Freunde im Savini-Theater entzückende Abende verlebten, indessen die zahlreichen Bourgeois vor den dreißig Grad Wärme geflohen waren, und sie allein in aller Bescheidenheit sagen durften: „Wir haben uns *keinen* Tag aus Mailand entfernt!“ Und wozu das alles? Um sie lachen zu sehen? Lachen oder — mit Zebo flirten! Ja aber, weshalb hatte ihm die Marchesa dann zu verstehen gegeben, daß es ihm gut gehen würde bei ihr, in den Bergen? Und warum lachte sie manchmal nicht, wenn er einmal gewagt hatte, ihr durch seine Blicke tausend Dinge zu erzählen?

Die Marchesa stieg langsam das Sträßchen hinunter, mit dem scharlachfarbenen Sonnenschirm einige weiße Steinchen, die im Sande lagen, fortschleudern. Bevor sie in den großen Weg zum Kurhaus einbogen, wandte sie sich plötzlich gegen Rinetto und fragte ernsthaft:

„Wieviel Tage wird die Reise Cavaliere Zebo's dauern?“

„Ich weiß es nicht genau... Acht bis zehn Tage, denke ich. Erinnern Sie sich seines famosen Reiseplanes nicht mehr?



Willy Fries, Zürich.

Lektüre im Freien.

Fünf Alpenpässe, darunter zwei höher als 2400 Meter, also mitten durch den Schnee und zuletzt über den Simplon nach Italien! Ein Rekord und eine — Verrücktheit!“

„Scheint es Ihnen so? Und wieviel Plätze enthält das neue Auto, Oskar?“

Wenn ihn die Marchesa statt Oscarinetto oder Rinetto Oskar nannte, so war etwas zu erhoffen. Es bedeutete, daß sie fast im Ernst sprach.

„Wieviel Plätze? Drei, vier, glaube ich. Job fährt vom Kutschersitze aus: es ist eine Victoria, ganz eine Victoria für Pferde!“

„Also, wenn ich mich mit Cavaliere Febo einigte, für seinen Rekord, so könnten auch Sie mitkommen!“

„Wie? Wir gingen?“

„Alle drei, so, wie wir hier gewesen sind: als gute Freunde!“

Rinetto wurde zu einer Gipsstatue — die ganze Person, Hände und Füße unbegriffen — und der rasche Blick, den er auf seine Gestalt warf, offenbarte sofort die erste, wichtigste Besorgnis, die ihm durch den Kopf ging.

„Für Alpentouren im Automobil,“ sagte Felicita, „finde ich, daß die gewohnten Kleider für die Berge am geeignetsten sind. Auch ich werde mich, so gut ich kann, einrichten müssen.“

Und die Marchesa setzte ihren Weg gegen das Kurhaus fort, ohne nochmals den Mund zu öffnen.

* * *

Es war Rinetto selber, der, sobald er den noch um die Heureka beschäftigten Febo entdeckt hatte, ihn von dem Einfall der Marchesa wie von etwas sehr Merkwürdigem und auch — natürlich — sehr Gewagtem benachrichtigte. Febo, der sich soeben gebückt hatte, um die Schrauben eines Kolbens fester anzuziehen, richtete sich nicht auf, wandte sich nicht einmal um. Er lächelte, mehr mit den Augen als mit den Lippen, und tröstete Rinetto in aller Ruhe:

„Eine Idee wie eine andere. Daß man sich hier amüsiere, ist nicht ganz sicher; scheint es dir nicht auch? Ich für meinen Teil konnte die Stunde nicht erwarten, bis Job mit dem Motor käme, um andere Luft einatmen zu können.“

„Du ... Du! Ich glaubte gerade, daß nur du es gewesen wärest...“

„Nja, ich verstehe! Die Idee der Marchesa ist ja etwas bizarr; aber was willst du machen? Wir kennen sie ja nicht erst seit heute, und weil sie an der Reise gefallen findet und sich eingeladen hat... so lade ich natürlich auch dich ein, und die Sache wird glatt ablaufen.“

„Nja! Gerade wie das Automobil!“

„Soffen wir das Beste! Oder mißfällt dir etwa der Plan? Bist du nicht gern mit mir zusammen?“

„Mit dir, mit dir, das ist eine andere Rechnung!“

„Du wirst dich auch ... bei uns sehr wohl fühlen, unterwegs ebenso wie hier! Geh, sei kein Kind, begreife doch, daß, wenn die Marchesa uns zum Narren halten wollte, sie sich die Reise nicht mit dir, nicht mit mir erlauben dürfte...“

„Jeder einzeln genommen, nicht wahr?“

„Gewiß, genau so. Also, ohne weiteres, übermorgen früh: Töff, töff,

töff ... Wir alle drei auf der Fahrt ... Bist du einverstanden?“

Und Febo begann, sich wieder über die Kolben zu beugen, und tat, als ob er eifriger denn je damit beschäftigt wäre, die Festigkeit der Schrauben zu prüfen. Doch war er ernst geworden. Neben den zahlreichen feinen Fältchen der schon etwas fahlen Schläfen glänzten seine Augen mehr als vorher; es war, als ob von dem geistreichen Gesicht des Mannes die scharfe Spannung von Wünschen und Begierden, die es belebt, der Gewißheit einer bevorstehenden Befriedigung gewichen sei.

* * *

Einem Abend von höflichen, bedeutungsvollen Bitten, denen im Augenblick der Trennung ein fragender, fast befehlender Blick Nachdruck verliehen — hatte der Cavaliere Febo am folgenden Tage kein Wort mehr beigelegt, sicher, daß die Marchesa nunmehr entschlossen war, die Reise zu unternehmen. In der Tat erfolgte am Nachmittag die offizielle Mitteilung, eine lange, erklärende Depesche an die Mama in der Brianza, eine zweite, kürzer, doch kunstvoller aufgesetzte an den noch in Rom weilenden Gemahl und, in Eifer und Eile, auch ein bißchen im geheimen, die Vorbereitungen für die Abreise am folgenden Morgen zu frühesten Stunde.

Sie hatten das Kurhaus verlassen, nachdem es kaum fünf Uhr geschlagen, fast im Verstoßenen, als noch alles schlief, und nun eilte die Heureka seit einer Stunde schon auf der ebenen Straße der romantischen Landschaft zu, welche die Marchesa so sehr zu bewundern verlangte, schon um dessetwillen, was ihr der Cavaliere Febo darüber erzählt hatte.



Willy Fries, Zürich.

Im der Laube.



Willy Fries, Zürich.

Papa Krug.

Die Gegend war wunderbar schön und so abwechslungsreich, daß sie sogar während einiger Zeit den gemächlichen Sinn Felicitas zu entzücken vermochte. Schon das Frühauftreten war für die Marchesa eine neue, fast wollüstige und dennoch wohlthuende, kindliche Aufregung gewesen.

Auf alle Arten Unfälle ihres Teints gefaßt, hatte sie auch den Schleier abgenommen, damit der frische Morgenwind während der Fahrt, einer wunderbar köstlichen Fahrt in das Unbekannte, in die Höhe, fast hätte man sagen können, in den Himmel hinein, ihr Stirn und Wangen kühle. Mit den zerzausten Löschchen, von stürmischen Kälteschauern überrieselt, wußte sie sich jugendlicher und begehrenswerter denn je; doch empfand sie manchmal eine Regung leichter Verwirrung durch die Vertraulichkeit und die glühenden Wünsche, die sie in Febos fast zürnenden Blicken las, und durch die Verehrung Rinettos, der in seiner durch die frühe Morgenstunde bedingten unbefiegbaren Schläfrigkeit noch sentimentaler als gewöhnlich geworden war.

Im Auto hatten sie alle prächtig Platz. Rinetto der Marchesa und Febo gegenüber und Job auf dem Kutschersitz. Doch würde sie sich noch tausendmal wohler befunden haben, wenn sie, für einige Zeit wenigstens, hätte allein sein können, ohne Augen, die sie beobachteten, ohne jemand, der alle Augenblicke fragte, wie sie sich fühle, ob sie sich wohl befände, ob ihr die Gegend gefiele. Und da ein ihr neues, unbekanntes Gefühl von Wohlfühlen und Bewunderung ihr den Mund geschlossen, wagte auch Rinetto, eingeschüchtert, nicht mehr zu reden. In dem Bemühen, wach zu bleiben, kümmerte er sich um die wenigen Handkoffer, welche die geräumigen Seiten der Heureka füllten, während das große Gepäck durch die eidgenössischen Posten von Etappe zu Etappe befördert werden würde. Febo hatte verstanden und wartete schweigend ab. Höchstens wechselte er mit Job einige

Worte über die Führung der Maschine oder die Richtung der Fahrt. Job hatte diese Straße nicht, wie Febo, schon öfters befahren; aber nach einer Stunde brauchte er weder Ratsschläge noch Erklärungen.

Dieser prächtige Mensch, halb Starter, halb Master, den Febo, bevor er England und die Diplomatie für immer verlassen, für sich zu gewinnen vermocht hatte, war es gewesen, der ihn in kurzer Zeit in alle Sportszweige, vom Reiten bis zum Tennisspiel, vom Fußball bis zum Auto eingeweiht hatte. Und nun hatte dieser Job den Führerplatz der Heureka eingenommen, wie ein Schiffskapitän seine Kommandobrücke, an Bord nach Gott der erste und einzige Gebieter, würdevoll und korrekt, ohne ein Wort mehr als notwendig, sicher und jeder Wendung der Straße gewärtig, unbefangen und dennoch befehlend in seinem aus allen Sprachen zusammengesetzten Kauderwelsch, sobald die Heureka vor den großen Hotels des Lunchs, des Dinners oder des Uebernachtens wegen anhielt.

* * *

Die Sonne, eine prächtige Julisonne, hatte das Tal überflutet. Die Straße stieg, und der Wagen fuhr langsam, keuchend, von Zeit zu Zeit knirschend, dahin. Febo war ausgestiegen und schritt nebenher, Rinetto indessen hatte, von der Sonne geblendet, seine weiße Matrosenmütze über die Augen gezogen und sich, mit dem Kopf hin- und hertaumelnd, dem Schläfe ergeben. Mit der Linken preßte Febo nervös das Handgelenk der Marchesa, damit ihr nichts von dem, was die Gegend an Interessantem bot, entginge, jedoch ohne sie anzusehen, sie sich durch diesen fast brutalen Ausdruck seiner Gegenwart und seines Verlangens unterwerfend. Ihnen entgegen, an ihnen vorbei, kamen im lärmendem Trott ihrer fünf Pferde unter Staubwolken und Peitschentrallen, hoch und schwankend wie Schiffe, mächtige gelbe Postkutschchen den Berg herab, und bewundernde, lächelnde fremde Gesichter wandten sich von ihrer Höhe der Heureka und der schönen, eleganten blonden Dame zu, welche die Bewunderung und die Wünsche fühlte, die sie erweckt hatte.

Bei solchen Begegnungen öffnete auch Rinetto die Augen, schüttelte sich, lächelte, richtete sich auf und genoß sogar seinerseits ein wenig von dem Neidgefühl, das sie hinterließen; aber dann nahte wieder der Schlaf — der unüberwindbare Morgenschlummer dessen, der gewohnt ist, sehr lange zu träumen — schnürte ihm die Kehle zusammen, und da gab es kein Gegenmittel. Febo konnte wieder an die Seite des Wagens treten und mit den hageren, nervösen Fingern das runde, unbekleidete Handgelenk der Marchesa umfassen, damit ihr nichts von der Landschaft entginge.

„Nun, da oben, noch höher, erscheint er jetzt! Es ist der erste Gletscher, den die Gegend uns bietet. Sehen Sie, wie braun, fast schwärzlich er im Gegenfatz zu den glänzendweißen Schneefeldern weiter unten ist? Morgen abend sind wir am Fuße dieser großen Mauer, die den Himmel zu stützen scheint! Wer würde glauben, daß man im Automobil beinahe bis dorthin gelangen kann?“

Sie kamen in ein Dorf. Welche Stille! Das Ohr vernahm keinen andern Ton als das silberne Hämmern eines alten Bauern, der ernst und in Gedanken versunken gleich einem Philosophen auf einem Baumstamm saß und seine Sense, mit regelmäßigen Schlägen auf einen auf einem Blocke liegenden Amboss schlagend, schliff. Einige schwarzgekleidete Frauen, mit einem weißwollenen Schöpfchen auf dem Kopfe, eilten schnell über die Gasse, fast ohne sich nach den Ankommenden umzusehen, und verschwanden in den gewohnten Holzhäuschen. Andere Frauengesichter, müde, vor der Zeit gealterte Gesichter, erschienen an den Fenstern, die, wer weiß warum, auch bei dieser Hitze geschlossen waren. Lärmende Kinder, alle sauber, mit deren genagelten Schuhen an den Füßen, rissen die Augen so weit

als möglich auf beim Anblick dieses sonderbaren Wagens ohne Pferde, der Gummireifen besaß und einen starken Benzingeruch hinter sich ließ. Sie folgten ihm von weitem, einen Finger im Munde, und tauschten ihre Eindrücke in einer knappen weichen Sprache aus, die Felicità an das provençalische Lied Magalis in Massenet's Sappho erinnerte. Das Trüppchen der kleinen Eingeborenen entschloß sich, vor dem gewohnten Lädchen, der „Ronditorei“ mit den unvermeidlichen Kartonattrappen im Fenster als Reklame für Maestrani, stehen zu bleiben. Andere trafen sich auf den Stufen der „Chesa comunela“, beim Rathaus des Fleckens, dem einzigen Gebäude, mit Ausnahme der Hotels und der beiden Kirchen, der katholischen und der protestantischen, das nicht aus Holz und nicht im Chaletstil errichtet war.

„Hören Sie, wie sie reden?“ sagte Febo zu ihr. „Das ist noch nicht romanisch, es ist Ladino. Kein Deutsch, viel aus unserer Sprache und aus dem alten Französischen!“ Dann, leiser sich zu ihr wendend: „Sagen Sie, Felicità, sind Sie froh, hier zu sein?“ und, unvermittelt: „Ich liebe Sie mehr als je!“

Sie wandte das Antlitz zur Seite, zeigte mit dem Fernglas auf die Bergweiden jenseits des Tales und meinte: „Schäfe

noch, so weit oben? Und etwas, das sich bei jenen Hütten bewegt? Ah, ein kleiner Wasserfall! Eine Mühle vielleicht? Nicht einmal Sie, ich wette, würden das ohne Fernglas gesehen haben!“

„Ich sah's bereits und habe auch im Baedeker schon den Namen entdeckt; sehen Sie hier: „Immersäge! Immer, verstehen Sie? Stets, in Ewigkeit ... Und ein berühmter Gemäldejäger ist daneben gestorben ... Es schwebt eine ganze Legende, eine Liebesgeschichte darum!“

„Aeiden Sie sie in Berse!“

„Und warum nicht? Noch einige Vormittage wie dieser hier oben mit Ihnen, die Sie so lieb, so gut ...“

„Und Sie werden Poet! Welch ein Glück, daß wir in Jobs Händen sind!“

Rinetto, dieser arme, schlief noch fester und gab dabei einen leisen, Febo unerträglichen Laut von sich, so, daß dieser sich, obwohl ungerne, der Ehre seines Geschlechtes wegen, gezwungen sah, ihn zu wecken und ihm mit väterlichem Mitgefühl zuzurufen: „Bleib wach, wenn du fannst! Sieh dich um und bewundere, Unglücklicher! In zwanzig Minuten wird abgeflogen, gefrühstückt, und dann gestatten wir dir eine kleine Siesta!“

(Fortsetzung folgt).

Zu den Bildern von Willy Fries

(Selbstbildnis und sieben weitere Reproduktionen im Texte).

Es ist immer erfreulich, wenn einer den Mut besitzt, durch erste tüchtige Arbeit, ruhig und ohne effekthaschendes Jagen nach Momenterfolgen seiner Persönlichkeit den Weg zu bahnen; denn es zeugt dies nicht allein von Ehrlichkeit und schöner Seelenruhe, sondern auch von einem starken Vertrauen auf die eigene Kraft. Einen Künstler dieser Art haben wir in dem jungen Zürcher Willy Fries vor uns. Schon seine zielstrebigen, wohl ausgenützten Studienjahre erzählen davon.

Wie so mancher unter den Modernen hat auch Fries — und gewiß nicht zu seinem Nachteil — seinen Anfang beim Kunstgewerbe gemacht, an das man den talentvollen Fünfzehnjährigen zunächst gewiesen; aber schon mit achtzehn Jahren begab er sich, dem Zug seines Herzens folgend und befürwortet von Professor Freytag in Zürich, nach München unter die künstlerisch strenge Leitung des vornehmen griechischen Meisters Nicolaus Gysis, in dem er nicht nur einen vorzüglichen Lehrer, sondern bald auch einen väterlichen Freund besaß. Nach Gysis' Tod malte Fries bei Professor Ludwig von Löffh, der seinem tüchtigen Schüler bald ein eigenes Atelier verschaffte, wo er seine ersten Porträtaufträge ausführen konnte. Den Münchner Lehrjahren, die mit einer erfolgreichen, von Kritiker und Käufer begünstigten Ausstellung zweier Bilder im Glaspalast endigten, folgten die Wanderjahre, die den jungen Maler auf den Spuren von Rembrandt, Rubens, Velazquez und Tizian nach Holland und Belgien, nach Kassel, Berlin, Dresden und nach Spanien führten. Durch genaue

Studien, vor allem auch durch sorgfältige Kopien wurde Fries in ein so inniges Verhältnis zu den alten Meistern gebracht, daß sie ihm auch den Blick für das Bedeutende an den modernen großen Franzosen schärften. In Paris waren es zumal die großen Impressionisten, Manet, Cézanne, Monet, Renoir, Degas und andere, die auf den Verehrer von Rembrandt und Velazquez einen mächtigen Eindruck ausübten.

Die Spuren der reichen und gemischten Einflüsse, die sich während seiner Studienjahre geltend machten, lassen sich an den Werken von Willy Fries wohl erkennen; doch hat er sich nie, nach Art gewisser junger Künstler, sprunghaft und willenlos der Suggestion der einen oder andern Persönlichkeit oder Richtung überlassen. Sein Verhältnis zur Natur, der er als der höchsten Meisterin immer mit größter Gewissenhaftigkeit nachging, verunmöglichte eine derartige Preisgabe der Persönlichkeit. Die größte Wandlung in seiner Malweise hängt mit dem Uebergang von München nach der Schweiz zusammen, wo Fries sich seit einiger Zeit für bleibend niederlassen, und betrifft hauptsächlich das koloristische. Von den dunkeln schweren Tönen der Münchener Schule hat er sich mehr und mehr zur lichten Farbigkeit der Schweizer gefunden, oder eigentlich zu rüdf gefunden; denn im Grunde lag —



Willy Fries, Zürich.

Selbstbildnis.

wie wir aus frühern Werken ersehen — die Freude an den hellen Farben von Anfang an in ihm und wurde nur vorübergehend durch den übermächtigen Einfluß der Münchenerweise in den Hintergrund gestellt. Aber darin blieb er sich gleich: ob